

Dresden vor 50 Jahren

Autor(en): **Rindlisbacher-von Hof, Ursula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung**

Band (Jahr): **73 (1995)**

Heft 5

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-723948>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dresden vor 50 Jahren

Dresden wurde in zwei Tagen dem Erdboden gleichgemacht – damals vor 50 Jahren – und ich war buchstäblich mitten drin. Als Gymnastin der Gymnastiklehrerinnenschule Hellerau hatte ich mein Domizil mitten im Industriegebiet. Damals wohnte man noch zur Untermiete bei einer sogenannten Schlummermutter. Man durfte in ihrer Küche kochen – wenn man etwas zum Kochen hatte. Ein Stück Brot war ein Festessen. Wir bestrichen es mit in Wasser gekochtem Griessbrei, streuten Salz darauf und bildeten uns ein, es sei Schmalz. Doch wir waren gesund und vor allem jung.

Dresden war in dieser Zeit eine belagerte Stadt. Belagert von Flüchtlingen aus dem Osten, die vor den Russen flohen. Täglich kamen Züge vollgepfert mit Menschen, die sogar aussen an den Waggons klebten, auf den Dächern sass. Manche erfroren auf der Fahrt; besonders Säuglinge. Man warf die Toten einfach auf der Strecke aus dem Zug. Berichtende waren tränenlos. Selbst dafür war keine Kraft mehr vorhanden. Man brachte die meisten in Zelten auf einer grossen Festwiese unter.

Ja, und dann kam der Fliegeralarm. Keiner hatte damit gerechnet, dass feindliche Bomber so weit fliegen könnten. Es gab überhaupt keine Luftschutzkeller. In Kellern, die mit Lattenzäunen unterteilt waren für die einzelnen Mieter, krochen die Menschen zusammen. Wie Sturmwind hörte man die Wellen der Angreifer über sich wegbrausen. Kalk rieselte von der Decke. Dumpfe Einschläge brachten das Grausen nahe. Kinder wimmerten und krochen vor Angst förmlich in ihre Mütter hinein, die sie mit schreckgeweiteten Augen automatisch wiegend zu beruhigen suchten. Die ersten Angriffswellen brachten «nur» Brandbomben. So wurde die Stadt hell erleuchtet und die Ziele für nachfolgende Phosphor- und Sprengbomben bezeichnet. Bei der ersten Entwarnung zeigten sich die Nachbarhäuser in hell lodernnden Flammen. Ich wurde zu einer Frau gerufen, die im ersten Stock eines brennenden Hauses lag. «Was sollen wir mit ihr machen?» fragten mich junges Ding wildfremde

Erwachsene. Ich weiss noch genau, dass ich einen Spiegel nahm und ihn vor den Mund und die Nase hielt: «Sie ist tot. Wahrscheinlich bekam sie einen Herzschlag vor Schreck.» Es war der erste tote Mensch, den ich sah.

Und schon heulten die Sirenen wieder los. Füsse rannten. Wohin? «Nur nicht in den Keller, wo Berge von Steinen mich vielleicht lebendig begraben.»

Ich rannte auf die Hauptstrasse, wo ich auf einen Feuerlöschzug stiess. Die Männer luden in grösster Hast ihr Material auf den Wagen. Den Löschzug retten, lautete der Befehl. Ich schrie: «Nehmt mich mit! Nehmt mich mit!» Einige grölten: «Es ist verboten!» Andere reckten mir die Arme entgegen und zogen mich in die Höhe. Das Fahrzeug fuhr im Höllentempo aus der Stadt hinaus. Am Flugplatz war es beklemmend still. Ich war im Sperrgebiet für Zivilisten. Ein Fliegeroffizier schnauzte mich an: «Wenn Sie nun schon mal da sind, setzen Sie sich hier ans Pult und beobachten Sie den Schirm. Wenn sich darauf etwas zeigt, hier auf den Knopf drücken!» Meine Umgebung, selbst den Raum, in dem ich sass, habe ich nicht wahrgenommen. Ich hatte noch das Krachen der Bomben in den Ohren. 18 Jahre jung hatte ich nur die Angst, ja nichts falsch zu machen.

Irgendwie ist es Morgen geworden. Irgendjemand begleitete mich über ein langes Feld, auf dem Flugzeuge aufgereiht standen. Man schob mich durch das Tor. Ich werde wohl tief Luft geholt haben. Jedenfalls hatte ich das Gefühl, dass ich wieder anfang zu denken ...

Die Flugzeuge hinter mir, alle unversehrt. Und vor mir? Ein gigantischer Pilz stand am Himmel. Oben, aus seiner Mitte, loderten Flammen empor. Unten, wo vordem die Stadt Dresden einmal war, quoll Rauch wie aus einem Höllenschlund. So ein Bild prägt sich ein, so tief, man kann es nie vergessen.

Ich machte mich auf den Weg, die Gymnastikschule zu suchen. Flüchtlinge kamen mir entgegen. Wie war es möglich, dass aus dem Inferno noch Leben herauskam? Eine Mutter, ein Kleinkind an der Hand und einen Säugling

auf dem Arm, sagte stammelnd: «Die Babys – es waren Zwillinge – ich habe ein Baby verloren. Als unser Haus zusammenbrach, sind wir durch den Notschacht ins Freie geklettert. Da war eine Pfütze. Die Babys brannten, da habe ich sie in der Pfütze gewälzt und ... ich weiss nicht... ein Baby habe ich verloren.» Sie selbst hatte versengte Haare, keine Augenbrauen und Wimpern mehr. Sie ging, sie wusste nicht wohin.

Je näher ich der Stadt kam, um so heftiger wurde der Wind. Die tausendfachen Brände trieben die erhitzte Luft in die Höhe und erzeugten in den zerstörten Strassen orkanartigen Sog.

Die Schule war unversehrt. Drei Tage später machte ich dort mein Notabschlussexamen. Bei solchen Kriegswirren und den herannahenden Russen wollte man den regulären Prüfungstermin nicht abwarten. Nach dem Examen hatte ich nur ein Bestreben – nach Hause.

Mit wenig geretteter Habe, doppelt angezogener Wäsche, drei Kleidern übereinander und zwei Hüten auf dem Kopf, dick wie eine Mumie, trabte ich über die Felder. Einem Gerücht zufolge sollten da und dort noch Züge fahren. Nach langem Marsch hatte ich mir durch ein Fenster Einlass in einen Zug verschafft. Die Menschen standen wie Heringe in der Dose zusammengedrückt. Es war kaum Luft zum Atmen da.

Nach drei Tagen und drei Nächten, unter Luftalarm und Tieffliegerbeschuss, langte ich in Cuxhaven an. Meine Mutter stand auf dem Bahnsteig. Tagelang schon war sie auf den Bahnhof gerannt, wenn es hiess, es käme ein Zug. Mütter, so sind sie!

Später, an einem sonnigen Tag stand ich in den Trümmern von Hamburg. Ein kleiner Grasbüschel und ein etwas mickrig blühender Löwenzahn behauptete sich inmitten des Grauens. So stark ist Leben. So viel Stärke ist in uns – und immer Hoffnung.

Ursula Rindlisbacher-von Hof